

ranga ihrem ersten Kinde das Leben. Es war ein Mädchen und wurde auf den Namen Ursula getauft. Bald kehrten Mutter und Kind in das Bananenhäus zurück.

Hier war, wie gesagt, inzwischen nichts geschehen. Nur „fließendes Wasser“ gab es seit Beginn der Regenzeit, denn unter dem Fußboden des luftigen Heimes hatten sich Quellen auf getan. Nur über einen Lauf steg war es der jungen Mutter möglich, von ihrem Lager trockenen Fußes zum Kinderbettchen zu gelangen, und selbst hierbei traten ihr nicht selten Hindernisse in den Weg, weil „Cäsar“, die Dogge, und „Kibo“, der Fox, allzu eifrig Jagd auf die von den Wasserlachen herangelockten Frösche machten. Der Herr Stabsarzt indessen behielt nicht recht: selbst in der Bananenhütte gedieh das Kindchen prächtig.

Nun erst - zu dritt - war das Glück der Trappes in dem neugegründeten Königreich zu Füßen des Meru vollkommen.

## EINE MUSTERFARMENSTEHT

Der alte Dornkraal reichte für die schnell aufblühende Viehzucht nicht mehr. So wurde als erstes eine große Viehboma gebaut, die in drei Abteilungen je 500 Rinder fassen konnte. Es war dies ein gewaltiges Bauwerk, denn die aus Steinen geschichtete Umfassungsmauer war 2½ m hoch und 1 m breit. Zentrifugen kamen aus Deutschland und lieferten aus dem reichlich fließenden weißen Rohstoff täglich einen halben Zentner und mehr goldgelbe Butter, die zweimal wöchentlich als Traglast auf Eseln nach Moshi und von dort an die Küste befördert wurde. Die Magermilch dagegen wurde begehrte Tauschware mit den **Meruleuten**, die dafür — Liter gegen Liter - Mais anlieferten. Der zunächst noch recht bunte Viehbestand wurde durch Dairy-Shorthorn aus Südafrika aufgekreuzt und besserte sich in seiner Milchleistung von Jahr zu Jahr.

Als nächstes wurden Pferdeställe gebaut, die die Reittiere und eine schnell anwachsende Zahl von Zuchtstuten beherbergten. Hier wie dort ging naturgemäß nicht immer alles glatt. Verletzungen und Krankheiten traten auf, und im Pori konnte man nun nicht einfach den Tierarzt rufen. Das Wort „selbst ist der Mann!“ ist dort oberstes Gebot, und so wurde es auch in Ngongongare befolgt, nur daß es hier nicht der Mann, sondern die Frau war, die sich bald zum anerkannten und von weither gesuchten „Vieh-doktor“ heranbildete. Von Natur aus mit einer glücklichen Hand für das Heilen begnadet und ausgestattet mit einem, vom sicheren Instinkt ausgeprägten Einfühlungsvermögen in das Tier schlechthin, schöpfte sie noch ihr Wissen aus zweifachem, freilich sehr verschiedenem Quell.

Der eine war die Serumstation, die die deutsche Regierung angrenzend an Momella auf dem anderen Ufer des Ngarenanyuki errichtet hatte, um Serum gegen die damals weitverbreitete Rinderpest herzustellen. Hierzu konnte man natürlich nur kerngesundes Vieh heranziehen, und eben solches gab es in Ngongongare. Zu Hunderten wurden von dort Bullkälber und Jungochsen geliefert. Doch es waren keineswegs nur diese geschäftlichen Beziehungen, die Frau Trappe immer häufiger zur Serumstation hinaufreiten ließen. Der viel stärkere Magnet war das Hochschulstudium, das

sie dort absolvierte, indem die amtierenden Veterinäre dieser ebenso passionierten wie begabten Schülerin nur allzugerne das eine oder andere Privatissimum erteilten. Lagen besonders interessante Fälle vor, schickte man ihr Botschaft, und sie war alsbald zur Stelle. Dann führte sie der leitende Arzt schmunzelnd, aber schweigend zu dem jeweiligen Patienten und ließ sie selbst die Diagnose stellen. Sehr stolz war sie, wenn sie — wie es in der Folge immer häufiger geschah — die richtige fand und auch dem anschließenden Examinieren standhielt.

Den zweiten, kaum weniger ergiebigen Quell, sich in der Heilkunde zu vervollkommen, fand sie bei den Massais, die der großen Jägerin immer mehr Achtung entgegenbrachten. Bei ihnen lernte sie noch unbekannte Krankheiten, die durch giftige Gräser entstanden, erkennen und behandeln. Von ihnen übernahm sie den aus der Rinde der Flötenakazie bereiteten Tee als absolut sicheres Mittel, wenn eine Kuh mit der Nachgeburt stehen blieb, die Milch einer bestimmten Baumart zur schnellen Wundbehandlung, die entdornten und gestampften Blätter einer Kakteenart als stärkstes Abführmittel und viele andere, von Generationen überlieferte Naturheilmittel. So geschah es zuweilen, daß nun sie auf der Serumstation als Ratgeber auftreten konnte.

Auch der Menschenarzt war damals in der Wildnis nur selten zur Hand, wenn er dringend gebraucht wurde. So ergab es sich von selbst, daß der weibliche „Viehdoctor“ die bei den vierbeinigen Patienten erworbenen Kenntnisse auch bei den zweibeinigen, die der Hilfe dringend bedurften, anwenden mußte. Es war ein tiefes Glücksgefühl für Frau Trappe, daß sich auch bei diesen ihre „Heilhand“ bewährte, und daß das Vertrauen, das die Schwarzen ihr als Nothelfer entgegenbrachten, immer mehr wuchs. Auch hier als Ärztin lernte sie manches aus dem uralten Wissen der Eingeborenen. So war es beispielsweise das „Colorith“, dessen Zubereitung sie den Massais abgesehen hatte: Die getrocknete und auf Steinen zu Pulver geriebene Rinde eines Baumes wurde wie Kaffee gekocht und schmeckte, mit Milch und Zucker vermischt, wie Kakao. Trank man ein Glas von diesem Gebräu, so war alle Müdigkeit verflogen. Seine Wirkung war besser und andauernder als die von Colatabletten und allen anderen ähnlichen Mitteln. Auf anstrengenden Safaris versorgte sie sämtliche Leute damit und erhielt sie so bei Laune und Leistung. Sie selbst hätte, wie sie noch heute betont, die ungeheuren Strapazen als Safariführerin niemals durchgehalten, wenn ihr dieser Kraftspender der Massai nicht zur Verfügung gestanden hätte.

Jedoch nicht gegen alles war ein Kraut gewachsen, und immer Neues hieß es hinzuzulernen. So gab es manchen Verlust durch kleine rosafarbene

bis rote Frösche, die das Vieh versehentlich beim Weiden mit herunter schluckte. Es ging dann unweigerlich ein. Der Giftstoff dieser Froschart ist so konzentriert, daß er auf das ganze Fleisch des vergifteten Rindes übergeht. Als wieder einmal eine Kuh auf diese Weise einging und der Oberhirte Tahani gerade auf Urlaub war, überzeugte sich Frau Trappe persönlich davon, daß der Kadaver tief vergraben wurde, und daß schwere Steine über der Grube geschichtet worden waren. Am kommenden Tage kam der stellvertretende Viehaufseher zu ihr gerannt und stotterte schreckensbleich: „Mamma, drei Hirten sind sehr krank und werden wohl sterben!“ Sie fuhr die schwere Vergiftungsanzeichen aufweisenden Männer unverzüglich ins Hospital, in dem sie nur mit Not und Müh' gerettet werden konnten. Trotz ihres Leugnens war an den Spuren unschwer festzustellen, daß sie den Kadaver wieder ausgegraben und von dem vergifteten Fleisch gegessen hatten. —

Inzwischen war an die Stelle der Bananenhütte ein **provisorisches** Wohnhaus aus Wellblech getreten, das später einmal einem Steinhaus Platz machen sollte. Ihm gegenüber wurde ebenfalls aus Wellblech ein Wirtschaftsgebäude mit Küche und Molkerei sowie mit einigen Fremdenzimmern errichtet. Auf seiner großen Veranda vollzog sich der Tauschhandel mit den Weibern aus der Merulandschaft. Diese trugen aber nicht nur schwere Lasten von Mais und ganze Bananenstände, für die sie ihre braunglänzenden, langen Kürbisflaschen mit frischer Magermilch füllten, auf ihren stolz getragenen Häuptern herbei, sondern sie führten auch ihre, mit einem Tuch auf den Rücken gebundenen Kleinkinder mit sich. Immer mehr hatte es sich nämlich herumgesprochen, daß die weiße Frau über mancherlei großen Zauber, Krankheiten zu heilen und böse Geister zu bannen, verfüge. So wurde die Veranda zum Schauplatz nicht nur des Tauschhandels, sondern auch der Ambulanz.

Vom Berg, auf dem das Wohnhaus lag, führte ein Weg in ein Tal hinab, das Ulrich Trappe in einen blühenden Garten verwandelt hatte. Er wurde auf beiden Seiten von je einem ständig fließenden, kristallklaren Bach begrenzt. Der vorderste Teil war den Rosen gewidmet, die in wohl hundert verschiedenen Arten fast das ganze Jahr über ihrem Pfleger durch Blühen und Duften dankten. Die gemauerten Schöpflöcher, die dem Lauf der Bäche folgten und von ihnen gespeist wurden, waren von Veilchen und Vergißmeinnicht eingerahmt. An den Rosengarten schlossen sich gepflegte Kulturen, die das Haus stets mit jungem Gemüse und sogar mit Erdbeeren und Ananas versorgten. Selbst Spargel gediehen auf dem humusgesättigten Boden vorzüglich. Dann folgte der Weingarten, in dem goldgelbe und blaue Trauben, am Spalier gezogen, in der starken Sonne heranreiften. Auf

einem Hügel, der auf den Garten herabschaute, standen die Bienenstöcke, die den köstlichsten Honig lieferten. Mit der Beschaffung der Völker hatte man keinerlei Mühe. Sie fanden sich von selber ein, und bald waren alle 18 aufgestellten Beuten besetzt. Nun wurde es des süßgoldenen Segens für den Eigenbedarf schnell zu viel, eine Schleudermaschine wurde aus Deutschland beschafft und Honig zum Verkauf hergestellt.

Ein Teil des Urwaldes wurde gerodet und an seiner Stelle entstand eine weite Pferdekoppel, die dank guter Pflege einem smaragdnen Teppich glich. Sie wurde mit allerlei Obstbäumen bepflanzt, die auf dem uralten Holzboden üppig gedeihen, das Haus mit köstlichen Früchten versorgten und den Pferden Schatten spendeten. Ein großer Kiesplatz, mit Bänken versehen und von Cypressen und Ziersträuchern eingefasst, schloß sich an.

Diese Anlage wurde zum Lieblingsplatz der Trappes. Hier verbrachten sie ihren Feierabend, um den Mutterstuten zuzuschauen, die eine nach der anderen mit ihrem Fohlen herankamen, um sich einen Leckerbissen aus der Hand zu holen. Die beiden Zuchthengste, der unvergleichliche „Comet“ und der schneeweißgeborene Araber „Diamond“, der von „Jessy“, der windschnellen, zeitlebens als Gatte abgelehnte, konnten natürlich nur umschichtig auf der Koppel freigelassen werden, denn sie waren einander spinnefeind. Einmal riß sich der Schimmel aber auf dem Weg zur Tränke los, fegte mit einem Satz über das eiserne Tor und stürzte sich auf den Rappen, den er inmitten der Stuten grasen sah. Zu allem Unglück waren die Farmleute gerade dabei, den noch stehengebliebenen Stumpf eines der gefällten Urwaldriesen auszuuroden. In das tiefe Loch, das hierbei entstanden war, stürzten die verbissen miteinander kämpfenden Hengste. Schon war geschehen, was geschehen mußte. „Comet“ hatte sich bei dem Versuch, den zackigen Wurzelstock im Sturz noch zu überspringen, an der Hinterhand eine lange, tiefe Wunde vom Schenkel bis in den Bauch hineingerissen. Als seine, von den Pferdehirten herbeigeholte Herrin entsetzt heraneilte, begrüßte er sie mit einem leisen Wiehern und drehte sogleich seinen Kopf zu der brennenden Wunde, um sie ihr zu zeigen. Schnell entnahm sie dem stets einsatzbereiten Verbandskasten alles Notwendige, säuberte und desinfizierte den breitklaffenden Riß und legte Kanülen, um die nach dem Nähen geschlossene Wunde inwendig spülen zu können. Bei der ganzen Prozedur stand „Comet“, ohne gefesselt oder gar geworfen zu sein, wie ein Lamm, während Frau Trappe unter ihm kniete und viele Dutzende von Nadeln setzen mußte. Er duldete alles still, obwohl er vor Schmerzen zitterte. Auch bei der Nachbehandlung, in der die Kanülen bewegt werden mußten, um nicht einzuwachsen, stand er wie ein Lamm, jedem Zuruf folgend, als wüßte er, daß ihn seine geliebte Herrin heilen würde. Als

wenige Tage später ein Tierarzt zufällig durch Ngongongare geritten kam, bat ihn Frau Trappe, bei ihrem Patienten zu prüfen, ob sie es richtig gemacht habe. Nach eingehender Untersuchung konnte der Veterinär nur bekennen, daß er selbst diese schwere Wunde nicht hätte sachgemäßer behandeln können. Es blieb auch nur eine kleine Narbe am Bauch zurück, während am Schenkel die Spuren des Nähens fast völlig verschwanden. „Comet“ war gerettet, ohne den geringsten Schaden zurückzubehalten!

Auch der Wirtschaftshof, der sich gleich an den Urwald anschloß, wurde immer weiter ausgebaut. Neben der großmächtigen, steinernen Viehboma und den drei Pferdeställen, die gut einem halben Hundert Stück Raum gaben, entstanden der große Schweinestall mit Auslauf, das Magazin, der Heuschuppen, die Stallung für fremde Pferde und der Geflügelhof, der von Hühnern, Enten und Puten bevölkert wurde.

Zwischen den Gebäuden lag ein großer, mit kurzer grüner Grasnarbe bedeckter Platz, in dessen Mitte zwei uralte Bäume Schatten spendeten, und der den jüngsten Kälbchen als Weide diente. Die Hoflage wurde dort, wo sie die Steppe berührte, durch eine tiefe Schlucht abgegrenzt, die mit Cypressen und Trauerweiden bepflanzt, in dunklen und lichten Farbtönen prangte. Durch sie führte eine in den nackten Fels geschlagene Viehtrift und über sie hinweg eine breite Holzbrücke mit dem Hauptweg, der bis zum Waldrand von Rosenhecken eingefasst war. Er führte am Arbeiterlager vorbei, das mit Stacheldraht eingefriedet war. Hier reihten sich die Wellblechhäuschen im Rechteck und umschlossen einen mit afrikanischen Obstbäumen bepflanzten Grasplatz. Dort, wo der in ein großes Bassin gefaßte Bach die von Palmen und Musas beschattete Pferdetränke bildete, kreuzte den Hauptweg ein anderer, der zur Pflanzung führte, auf der zunächst eine Cedrellaschonung entstand und später Mais, Luzerne und Kartoffeln angebaut wurden. Hier war auch der Sprunggarten mit Gräben und Hürden gelegen, in dem Margarete Trappe, ihre Pferde zureitend, ganz in ihrem Element aufging. Ulrich Trappe tat dies dagegen nicht nur in seinen Gärten, sondern auch in den Wäldern, in denen immer neue Wege entstanden, und die mit besten Nutzhölzern aufgeforstet wurden.

Der Hauptwirtschaftszweig der aufblühenden Farm blieb jedoch die Viehzucht. Um weitere Weidegründe in die Hand zu bekommen, wurde schließlich noch Legurucki als sogenannte Trockenfarm hinzugekauft. Nunmehr umfaßte das kleine Königreich der Trappes nicht weniger als 16 000 Hektar. Das Klima war fast europäisch zu nennen, denn Momella lag bis 1800 m über dem Meeresspiegel und Ngongongare mit 1650 bis 1700 m nicht viel niedriger. Die Temperatur stieg nie über 28 ° Celsius, um aber oft bis auf 2 bis 3 ° zu fallen.

Je weiter sich der Farmbetrieb entwickelte und mit seinen Erzeugnissen die Menschen ernährte, je weniger war die junge Jägerin darauf angewiesen, Wildpret zu beschaffen, und je mehr jagte sie nun um der Lust am Jagen willen. Wie „Comet“ als strahlender Stern an ihrem Reithimmel aufgegangen war, entstand ihr nun in „Teil“, einem deutschen Vorstehhund, der treuste und schneidigste Kamerad ihres Jägerlebens. Vor ihm schoß sie Enten und Frankoline, und er war an ihrer Seite, wenn sie auf Großwild, Elefanten, Nashörner, Elenantilopen und die nach der Rinderpest langsam wieder zunehmenden Kaffernbüffel ihre Streifzüge immer weiter ausdehnte. Die langen Strecken bedangen natürlich, daß sie eine oder mehrere Nächte im Freien verbringen mußte. Dennoch brauchte sie hierfür nur leichtes Gepäck, eine Decke, wenig Lebensmittel und die Reservebüchse, die von einem Jagdboy oder deren zwei getragen wurden. Niemals nahm sie Wasser mit, sie hielt von einer Wasserstelle zur anderen durch und trank dort durch einen Filter, den sie sich aus einem Taschentuch und zusammengepreßtem Gras selbst fertigte. Da sie fast stets durch völlig unbewohnte Gegenden streifte, brauchte sie Verunreinigungen der Wasserstellen durch Menschen oder Vieh nicht zu befürchten. Ein Zelt kam für sie gar nicht in Frage, ebensowenig ein Feldbett. Sie hob eine flache Grube für die Schulter, eine zweite für die Hüfte aus, wickelte sich in eine Decke und schlief unter den Sternen wie daheim auf ihrem Lager.

Machte sie ihre Safari zu Pferd, so mußte sie sich mit ihrem Schlafplatz freilich nach „Comet“ richten. Dieser verlangte, daß er sein Haupt auf ihren Schenkel legen durfte, und wenn ihm dies gewährt wurde, schlief er still und friedlich bis in den Morgen, an dem er seine Herrin wiehernd und in der ihm eigenen Weise begrüßte: er faßte ihren Arm ganz zart mit den Zähnen. Wenn sie nun so tat, als wenn sie ihm dies verwehren wollte, legte er böse die Ohren an und tat so seinen Unwillen kund; überließ sie ihm aber dann wieder den Arm, so nickte er zufrieden mit seinem Kopf.

Der Zweck solcher Safaris war durchaus nicht immer der Schuß. Die junge Jägerin empfand schon tiefstes Glück, wenn sie auf Großwild stieß. Stets pürschte sie sich dann so nahe wie irgend möglich heran und konnte sich an seinem stolzen Anblick kaum sattsehen. Dabei beobachtete und studierte sie die Riesen der Tierwelt aber recht genau und brachte es bald zu der Fähigkeit, von ihrem Gesichtsausdruck oder ihrem Gehabe die Stimmung, in der sie sich gerade befanden, abzulesen. Wenn sie sah, daß der Koloß ihr gegenüber übler Laune war, zog sie sich langsam und lautlos unter Wind zurück und entzog sich so meist dem Angriff, den sie nur mit der Büchse hätte abwehren können. Daß sie bei solchen Begegnungen keine Furcht empfand, hatte seine Ursache jedoch nicht nur in dieser wichtigen

Kenntnis, sie fühlte darüber hinaus ganz sicher, daß eine innere Stimme sie warnen würde, wenn wirklich eine Gefahr für sie vorlag.

Ohnedem ging es natürlich trotz aller Umsicht nicht ab, und das erste Nashorn, das Frau Trappe schoß, hätte sie um ein Haar das Leben gekostet. Sie war auf eine ganz frische Nashornfährte gestoßen und folgte ihr, nur von einem Boy und ihrem Hund begleitet. Im Busch, wo er am dichtesten war, stand plötzlich das vorweltlich anmutende, wie gepanzert wirkende Untier vor ihr, und sie schoß es, da es ihr zugewendet stand, auf den Stich. Einen Augenblick nur verhiet das Nashorn, handgroße Schweißklumpen aushustend, dann griff es an, und da die Entfernung bis zu ihr hin nur sehr kurz war, hatte sie nicht einmal mehr Zeit zum Repetieren. Der schwarze Boy war schon beim ersten Anblick des Ungeheuers irgendwo im Grünen spurlos verschwunden, aber „Teil“, der tapfere, stürzte sich ohne Besinnen dem Koloß entgegen, der seine Herrin niederzuwalzen drohte. Das Nashorn senkte blitzschnell das gewaltige Haupt, um den Hund zur Seite zu schleudern, und so kurz diese Bewegung auch nur wähne, sie reichte aus für den zweiten Schuß unmittelbar über das obere Hörn, für jenen sofort tödlichen Schuß, der später geradezu als Visitenkarte von Frau Trappes Büchse gelten sollte. Kein Zweifel, der brave „Teil“ hatte seiner Herrin das Leben gerettet, indem er mutig das seine aufspielsetzte!———

Das Jahr 1912 wurde wieder zu einem Jahr des Segens: Die kleine Ursula bekam ein Brüderchen, das wie sein Vater auf den Namen Ulrich getauft wurde. Dann aber schien ein dunkler Schatten sich auf die Überfülle des Glücks senken zu wollen. Bei der jungen Mutter kündete sich ein Leiden an. Der zu Rate gezogene Arzt hielt eine baldige Operation für unumgänglich und bereitete die Patientin schonend darauf vor, daß es mit Jagen und Reiten wohl für immer vorbei sei. Die ganze Familie reiste nach Deutschland. Gleich darauf untersuchte ein Spezialist Frau Trappe gründlich. Sein Befund übertraf jede Erwartung und jede Hoffnung: es würde alles von selbst wieder gut werden, sie solle nur weiter reiten und jagen! Solche Muskeln habe er bisher nur bei einer einzigen Frau gesehen, bei Frau Renz, der berühmten Schulreiterin und Königin der Manege! Nun hielt die Trappes nichts mehr in der alten, sie schon fast fremd anmutenden Heimat. Bereits nach wenigen Monaten kehrten sie dorthin zurück, wo sie wirklich zu Hause waren, nach Ngongongare, zu Füßen des Meru.

Im deutschen Ostafrika und darüber hinaus hatte sich inzwischen herumgesprochen, welch eine Musterfarm die Trappes geschaffen hatten, und was diese alles zu sehen und zu erleben bot. Häufiger Besuch stellte sich

ein. Nach einem Rundgang durch die Viehboma und die Ställe, durch Pferdekoppel und Garten trank man den Kaffee auf dem für diesen Zweck mit bequemen Gartenmöbeln hergerichteten, höchst idyllisch gelegenen Platz an dem rauschenden Wasserfall. Hier wurden die Pläne für alle weiteren Unternehmungen geschmiedet, bei denen ein Besuch der beiden Momellaseen besonders beliebt war. Auf dem größeren von ihnen, der 400 ha umfaßt und bis 36 m tief ist, stand den Gästen sogar ein richtiges Segelboot zur Verfügung, während auf den vielen anderen kleinen Seen, die zum Picknick verlocken, Kähne bereit lagen, um die Besucher in das Reich der Flußpferde und zahllosen Wassergeflügels zu entführen.

Der schönste Ausflug war jedoch jener zur Momellafarm selbst, die mit dem Blick auf den eingebrochenen Kraterand des Meru auf einem grasbewachsenen Hügel liegt, der fast einer Alpenalm gleicht. Außer dem Viehkraal und einem kleinen Vorratsraum nebst Küche gab es damals dort allerdings nur ein einziges Gebäude, eine langgestreckte Hütte, die kunstvoll aus Grasplaggen gefertigt und mit Bananenblättern gedeckt war. Von ihrer offenen Veranda, auf der die Mahlzeiten eingenommen wurden, führten fünf Türen in ebenso viele Räume, die je eine Lagerstatt aus Rundknüppeln und einen Stand für ein Reitpferd beherbergten, für das hier jeder Gast selbst zu sorgen hatte.

Den Schlafräum mit dem Pferd zu teilen, war Frau Trappe hierdurch schon fast zur Gewohnheit geworden. Nicht nur, daß „Comet“ ihr nicht selten in Ngongongare bis in ihr Schlafzimmer folgte, auch sonst fand sie in solcher Gemeinsamkeit nichts Ungewöhnliches. Als sie sich einmal in Arusha bei Einkäufen oder einem langwierigen „Shauri“ verspätet hatte, in dem damals noch einzigen Hotel kein Unterkommen finden konnte und eine Freundin, Frau Rhode, sie zum Nächtigen einlud, sagte sie gerne zu, aber nur unter der Bedingung, daß ihr Pferd und jenes, das der Boy geritten hatte, mit ihr das Logierzimmer teilen durften. Und so geschah es!

Manche Gäste erschienen aber nicht, um an dem idyllischen Wasserfall Kaffee zu trinken, auf dem Momellasee zu segeln oder auf seiner Insel zu picknicken, sie kamen, um zu jagen. „Meine Frau wird Sie führen!“ sagte dann der Hausherr leichthin, und die Nimrode blickten ihn entsetzt an und schauten von ihm verstohlen und voller Skepsis zu der zierlichen, kaum mittelgroßen Frau hinüber. Vernahm man es schon im zivilisierten Europa nicht gerne, wenn man zur Pürsch auf den Rehbock der Gattin des Jagdherrn überwiesen wurde, hier im wilden Pori, den die Raubtiere und das gefährliche Großwild bevölkerten, verschlug einem solche Zumutung die Sprache. Schweigend und auf das Schlimmste gefaßt, fügten sie sich. Um so beredter waren sie aber, wenn sie vom Jagdzug zurück-

kehrten und von den Erfolgen, zu denen ihnen allein die junge Jägerin verhelfen hatte, berichteten. Sie wußte, wo im weiten Revier diese oder jene Wildart anzutreffen war, sie sah das Wild über unglaubliche Entfernungen, selbst wenn es sich noch so wenig von dem Hintergrund abhob, und sie wußte, wie die Pürsch anzupacken war, wobei sie den Jagdgästen freilich nichts an schweißtreibenden und den letzten Atem beanspruchenden Strapazen schenkte. Gleich den ersten von ihnen brachte sie auf ein Nashorn zu Schuß, und als der übergelückliche Schütze mit letzter Kraft nach Ngongongare heimkehrte, mußte er dem Jagdherrn bekennen, daß seine Gattin ihn „tot gelaufen“ habe, eine Erfahrung, die nach ihm noch viele andere machen sollten.

Frau Trappes sehlichster Wunsch, auf eigene Faust eine größere Safari ins Innere des Landes durchzuführen, mußte jedoch immer wieder hinausgeschoben werden. Im Jahre 1913 schenkte sie ihrem zweiten Sohne Rolf das Leben, und wenn sie sich eine Weile von ihren Mutterpflichten hätte frei machen können, so erschienen prompt neue Jagdgäste ihres Gatten, die sie führen mußte.

Auch hoher Besuch erschien im Wellblechhaus, so Prinz Leopold von Bayern mit seinem Sohn Prinz Konrad und großem Gefolge. Zu Pferde führte Frau Trappe sie überall in ihrem Königreich herum. Hierbei begab es sich, daß ihnen Massai-Krieger begegneten und ihre Verehrung der großen Jägerin gegenüber dadurch zum Ausdruck brachten, daß sie zu ihr heranstürzten und ihr die Hand schüttelten. Seine Königliche Hoheit mochte schon vorher bemerkt haben, daß seine Begleiterin in bloßen Fäusten die Zügel hielt, nun, nach dieser handgreiflichen Begrüßung mit den „Wilden“, konnte er sich doch nicht mehr die Frage versagen: „Tragen Sie eigentlich nie Handschuhe?“ Ohne Besinnen antwortete Frau Trappe: „Nein, nie!“ Da lachte der Prinz und meinte: „Das ist eigentlich ganz vernünftig!“ Und zog zum Befremden seines Gefolges nun auch die eigenen Handschuhe aus, die er bei der Hitze des Tages längst als lästig empfunden hatte.

Einer dieser Ausritte galt einem Besuch der Serumstation. In Erwartung des hohen Gastes hatte man dort, wo er von Momella aus angeritten kommen würde, eine kunstvolle Holzterrasse über den umfassenden Stacheldrahtzaun aufgeführt und sich dort „auf Hochglanz poliert“ postiert. Der Prinz war kaum aus dem Sattel gestiegen, da sah er seine Begleiterin bereits auf der anderen Seite des Zaunes stehen. „Wie haben Sie denn das gemacht?“ fragte er erstaunt. „Ich bin ganz einfach unten durchgekrochen!“ antwortete sie. „Das kann ich auch!“ sagte der Prinz, der immer mehr Freude an dieser unnatürlichen und originellen Frau

empfunden hatte, ladiend und nahm, als wenn dies eine Selbstverständlichkeit wäre, den gleichen Weg wie sie. Diesmal jedoch brachten die Mienen seines Gefolges nicht nur Befremden, sondern Bestürzung zum Ausdruck.

Natürlich mußte Frau Trappe den Prinzen auch auf Jagd führen. Hierbei schoß er einen starken Flußpferdbullen, der sehr schnell in den Fluten versank und unglücklicherweise unter einer der schwimmenden Inseln wieder hochkam. Trotz Anfertigung einer großen schwimmenden Tonne und aller angewandten Bemühungen vieler schwarzer Helfer gelang es nicht, die Beute zu bergen, und für Frau Trappe blieb es ein großer Kummer, daß sie diesem liebenswerten und passionierten Waidmann nicht die stolze Trophäe in Gestalt der gewaltigen Zähne nachsenden konnte. Beim Abschied versprach ihr der Prinz ein paar Stücke Gamswild aus Bayern zum Aussetzen im Merugebiet, doch des bald ausbrechenden Krieges wegen kam es nicht mehr zu diesem Einbürgerungs-Experiment.

Jede irgendwie verfügbare Zeit aber benutzte die junge Jägerin nach wie vor für Streifzüge auf eigene Faust, die sich immer weiter ausdehnten. Hierbei entdeckte sie den **Engordotto-Krater**, der heute wohl der berühmteste Nationalpark von Tanganyika ist, lange bevor ihn andere entdeckt haben wollten, und übernachtete oftmals auf seinem Boden, der dank seiner saftigen Äsung und seiner Wasserstellen geradezu von Wild wimmelte, und für dessen Durchquerung sie zwei volle Stunden benötigte. Im Reitsport durchaus erfahrene Gäste, die sie gelegentlich dorthin führte, bestritten, daß es für Pferde möglich sei, an den steilen, Hunderte von Metern abstürzenden Kraterwänden hinabzuklettern. „Ach was“, widersprach Frau Trappe, „wo ich hinkomme, kommen meine Pferde auch hin!“, und sie blieb den Beweis nicht schuldig. Auch den Meru, den von ihr so geliebten, bestieg sie des öfteren und übernachtete auf dem Sattel zwischen seinen beiden Gipfeln. Hierbei konnte sie immer wieder die erstaunliche Feststellung machen, daß Elefanten und Nashörner bis zu einer Höhe von 4000 m viel begangene Wechsel inmitten der nackten Fels- und Geröllregion unterhielten.

Waren die Stunden der Freizeit gezählt, so gab Ngongongare auch nahe erreichbar Gelegenheit genug, mit allem erdenklichen Wild zusammenzutreffen. So war die junge Jägerin eines Tages wieder einer frischen Nashornfährte gefolgt. Plötzlich flog nahe vor ihr aus dem dichten Busch ein Trupp Madenhacker auf, jene den Staren ähnlichen Vögel mit dem breiten, kräftigen Schnabel. Sie sind gewöhnlich die sogenannte Luftaufklärung der Nashörner, die selbst bekanntlich über ein sehr geringes Sehvermögen verfügen. Die Jägerin wußte nun also, wo sich dies urweltlich

anmutende Wild befand, und beschloß, so dicht wie irgend möglich heranzupürschen, um es aus nächster Nähe beobachten zu können. Furcht vor Tieren, und seien sie noch so mächtig und als gefährlich verrufen, kannte sie nicht, und sollte es trotz aller Umsicht zu einem Angriff kommen, so war sie sich ihrer Büchse und eines sofort tötenden Schusses sicher. Das Nashorn, durch die aufgescheuchten Madenhacker argwöhnisch geworden, verharrte eine lange Weile regungslos, dann zog es, langsam und dabei immer mehr in niederem Busch sichtbar werdend, der Jägerin entgegen. Diese konnte dem Versuch, wie nahe sie wohl an den Koloß herankommen könnte, natürlich nicht widerstehen und pürschte ihm ihrerseits entgegen. Plötzlich, als sie wohl eine zu hastige Bewegung gemacht oder ein Ast unter ihrem Fuß geknackt hatte, erlebte sie etwas, was wohl nur sehr wenige Jäger erlebt haben. Das Nashorn, von neuem mißtrauisch geworden, erhob sich auf der Hinterhand und stand sekundenlang wie ein Zirkuspferd auf den **Hinterläufen**, um dann nach der Seite umzuschlagen und eilig fortzuziehen. Kaum hatte sich Frau Trappe von ihrem Staunen erholt, nahm sie die weitere Verfolgung in der Hoffnung auf, daß der Koloß sein Kunststück noch einmal wiederholen würde.

Sie, die ihr Leben gewissermaßen unter Nashörnern verbrachte, hat solchen unvergeßlichen Anblick dann in der Folge noch dreimal gehabt. In allen Fällen geschah es, wenn sich einer dieser Dickhäuter plötzlich überrascht fühlte und sich offenbar über den Grund der Störung orientieren wollte. Der Bildhauer Professor Behn erzählte ihr später, daß er einmal ein auf der Hinterhand stehendes Nashorn beobachtet und in Bronze nachgebildet habe. Doch bei niemandem habe er Glauben gefunden, nun endlich habe er einen Kronzeugen dafür! Diese Unterhaltung fand statt, als Professor Behn gerade von seiner letzten Safari unter Führung des bekannten Großwildjägers Bülzingslöwen erfolglos zurückgekehrt war und von diesem für die letzten verfügbaren drei Tage zu Frau Trappe gebracht worden war. Diese schaffte es dann auch tatsächlich trotz der kurzen Zeit, den Professor so an Elefanten, Büffel und Nashörner heranzubringen, daß er sie nach Herzenslust fotografieren und skizzieren konnte. Damals freilich erlebte die junge Jägerin keine Wiederholung solch eines seltsamen Schauspielers. Dafür durchfuhr sie plötzlich ein heißer Schreck: daheim wartete ja ihr Jüngstes auf sie, und sie hatte vor lauter Staunen ganz die Stunde des Stillens vergessen! Mitten im Schritt machte sie kehrt und lief und lief - sich immerfort eine pflichtvergessene Mutter scheltend — durch dick und dünn, bergauf und bergab, bis sich das Wellblechhaus vor ihr auftat und sie das brüllende, blauanlaufende Baby für eine verlängerte Wartezeit entschädigen konnte.